

P. Mauro Giuseppe Lepori OCist

Was können wir von dieser globalen Quarantäne lernen? Überlegungen eines Mönchs

Die Rolle des Mönchs in der Verwirrung der Geschichte

Man hat mich eingeladen, als Mönch darüber zu sprechen, was wir von der globalen Quarantäne lernen können. Wir leben in einer unsicheren Zeit, in einer Zeit der Verwirrung, und das nicht erst seit dem Ausbruch der Pandemie des Covid-19. Die Geschichte, das „grosse Welttheater“ scheint den Händen des Regisseurs und der Schauspieler zu entgleiten. Das Zusammenspiel der Freiheiten, die alle damit beschäftigt sind, die eigenen Interessen zu wahren, ist zu einem unentwirrbaren Knäuel geworden. Was kann in dieser Situation ein Mönch als Mönch sagen oder eventuell raten?

Vladimir Kotel'nikov schreibt in einem Buch, das er dem Kloster von Optina widmet, dass „die Persönlichkeit des Staretz [Makarij] wie ein geistiges Rückgrat der Welt die christozentrische Struktur gerade dieser Welt, die sich an ihn wandte, wiederbelebt hat“ (s. *L'eremo di Optina e i Grandi della cultura russa*, Mailand 1996, S. 105). Und über den Staretz Amvrosij, der Dostojewski für die Figur des Staretz Zosima in den *Brüder Karamazow* inspiriert hat, schreibt er, dass er „jeden, der zu ihm kam, in die helle und geordnete christozentrische Welt einführte, in der er selbst lebte, in der die Person Ordnung, Freiheit und die Kraft wiedererlangt, sich dem Chaos der Existenz und den Bedrohungen des Lebens zu widersetzen“ (ibidem S. 147).

Wenn die monastische Berufung auf der Bühne der Geschichte eine Rolle zu spielen hat, dann muss diese gerade darin bestehen, allen Akteuren zu helfen, einen Ausweg aus der Verwirrung zu finden. Das wird mir immer klarer. Aus der Verwirrung herausfinden bedeutet nicht, die Bühne des Welttheaters zu verlassen, sondern das wiederzufinden, was die Harmonie der geschichtlichen Entwicklung gewährleistet.

Wie kann man das wiederfinden? Vor allem, indem man sich bewusst wird, dass nicht wir diesen Faktor der Harmonie herstellen. Er ist eine „Wirkkraft“ im eigentlichen Sinn des Wortes, nämlich ein Subjekt, das etwas „bewirkt“, und nicht ein Produkt unserer Hände oder unserer Intelligenz. Gott hat die Sprachen der Turmbauer von Babel nicht verwirrt, weil er eifersüchtig auf ihr Werk gewesen wäre, sondern weil sie sich einbildeten, selbst die Garanten für dessen Einheit und Harmonie zu sein (s. Gen 11,1-9).

Was allein echte Einheit und Harmonie auf der ganzen Bühne des grossen Welttheaters bewirken kann, ist die liebende Freiheit Gottes, die allem, was sie erschafft und zulässt, einen Sinn, einen Plan gibt. Deshalb finden wir nicht aus der Verwirrung der Gesellschaft, der Kultur, der Geschichte, der persönlichen Existenz heraus, wenn wir nicht innehalten, um auf den Schöpfer und Regisseur des Universums zu hören. Nur ER kann uns das eingeben, was uns in jedem Augenblick unserer Zeit befähigt, die Rolle in der Geschichte zu übernehmen, die uns und den anderen hilft, einen Ausweg aus der Verwirrung zu finden.

Gott verzichtet nicht auf unsere Freiheit

Hier ist es nun von entscheidender Bedeutung nicht zu vergessen, dass Gott nie die Freiheit preisgeben wird, weder seine eigene noch die unsere. Wenn wir fordern, dass Gott handeln möge, dann erwarten wir immer, dass er auf die Freiheit verzichtet, dass er auf die mysteriöse Freiheit seines Plans für die Geschichte verzichtet. Wir wollen vor allem, dass er *unsere* Freiheit aufhebt, die er uns überlässt inklusive der Möglichkeit, dass wir uns gegen ihn auflehnen, dass wir ihn verraten, dass wir uns für das Schlechte und den Tod entscheiden. Wir wünschen besonders, dass Gott die Freiheit unserer Feinde aufhebt, die Freiheit jener, die uns unterdrücken, die ihre Macht missbrauchen, die die Freiheit der anderen missachten. Wenn die Verwirrung aussergewöhnlich gross und für alle zur Gefahr wird, möchten wir, dass die Freiheit Gottes eingreift, indem sie die unsere ausschaltet. Es ist kein Zufall, dass gerade in solchen Zeiten die totalitären Regime und Ideologien leichtes Spiel haben.

Aber Gott verzichtet nicht auf unsere Freiheit, denn, täte er es, würde der ganze Prozess von der Schöpfung bis zur Parusie seinen Sinn, seine Finalität verlieren und dem Plan Gottes entgleiten. Der Sinn von allem ist, dass die Freiheit des menschlichen Herzens Gott ewig liebt, der es von Ewigkeit her liebt.

Wir müssten auch das Gespräch zwischen dem auferstandenen Christus und Simon Petrus am Ufer des Sees Genesareth in diesem eschatologischen Sinn lesen. Mag auch die ganze Geschichte voller Irrungen, Fehlern und Schwächen sein wie das Leben und das Herz des Petrus, Gott verzichtet nicht auf das, was den Sinn von allem ausmacht, sogar den Sinn der Sünde und des Verrates, nämlich dass der Mensch auf die unendliche Liebe Gottes antworten kann: „Ja, ich liebe dich!“

Das ganze Kapitel 21 des Johannesevangeliums könnte wie ein eschatologisches Gleichnis vom Sinn des Kosmos und der Geschichte gelesen werden. Das erfolglose Fischen jener Nacht scheint die auf Fruchtbarkeit ausgerichtete menschliche Anstrengung zu beschreiben, die der Mensch sich nicht aus eigenen Kräften zu geben vermag. Und Jesus, der am Ende der Nacht zum Seeufer kommt, verweist sozusagen auf sein Kommen am Ende der Zeit, wenn er selber der ganzen Geschichte Sinn und Erfüllung geben wird. Johannes erkennt ja tatsächlich, dass es „der Herr“ ist (Joh 21,7). Der wahre Sinn der Geschichte ist jedoch nicht der reiche Fischfang, d.h. der Erfolg der Geschichte, sondern dass der sündige Mensch, der schwache Mensch, der unfähig ist, die Treue und den Mut, den das Leben fordert, aufzubringen, dass dieser Mensch Gott mit demütiger Aufrichtigkeit sage: „Ich liebe dich!“ und anerkenne, dass alles Gnade ist.

Späher über dem nächtlichen Meer

Es wird mir immer deutlicher, dass der Heilige Geist unter den vielen geweihten und nicht geweihten, christlichen und nicht christlichen Lebensformen die monastische Berufung hervorgerufen hat, damit unter den Akteuren des grossen Welttheaters auch Menschen sind, die keine Rolle spielen müssen, sondern einfach vor Gott stehen und auf ihn hören, um sein Wort, das alles zu vereinen vermag, aufzunehmen. Die Hauptaufgabe des Mönchs ist das Schweigen, das stillhält, um auf den Herrn des Kosmos und der Geschichte zu hören und der Gemeinschaft der Menschen weiterzugeben, was Gott in der Freiheit seiner göttlichen Liebe der menschlichen Freiheit eingibt, die er nach dem Bild der schöpferischen Dreieinigkeit geschaffen hat, damit sie liebt.

Die Welt braucht Menschen, die über der Geschichte wachen und weiter sehen als die gegenwärtige Situation. Oder besser: Die Welt braucht Späher, die wie Seeleute auf dem höchsten Punkt des Schiffes stehen und nicht nur den Status quo garantieren, sondern eine gute Fahrt gewährleisten. Es geht darum, Klippen zu umschiffen, sich vor Piraten zu schützen, die Sterne zu beobachten, die richtige Richtung zu finden und auf die Nähe des Hafens aufmerksam zu machen, auf den das Schiff zusteuert. Der Hafen ist das Ziel der Schifffahrt. Aber es braucht jemanden, der den Horizont ergründet, der sich an den Sternen zu orientieren versteht, der den Hafen von weitem erspäht und das alles der Besatzung des Schiffes mitteilt.

Man sagt, dass der heilige Benedikt gerne in der Nacht am Fenster ganz oben im Turm des Klosters wachte und betete. Und dort soll er auch kurz vor seinem Tod die so bedeutende mystische Vision gehabt haben. Er sah die ganze Welt vereint in einem einzigen Sonnenstrahl. Und in diesem Sonnenstrahl sah er auch die Seele eines befreundeten Bischofs, die von Engeln in einer feurigen Kugel in den Himmel getragen wurde (s. *Dialoge* II,35). Ich denke gerne an dieses Gebet in der Haltung eines Spähers am Fenster des Turmes auf dem Berg, während alle anderen schlafen. Gerade das sollte der prophetische Dienst des monastischen Lebens sein.

Ein erster neuer Aspekt, den die Pandemie und die Quarantäne geschaffen haben, ist vielleicht der, dass die Menschen ein Bedürfnis nach echten Spähern hatten, nach Personen, die den Horizont auch dann zu ergründen vermögen, wenn er in Nacht und Nebel gehüllt ist. An sich müssten wir immer dieses Bedürfnis haben, aber vor der Pandemie waren sich nur wenige bewusst, dass das Schiff der Welt die Orientierung verloren hat.

Es gibt nichts Gefährlicheres als ein Fortschritt ohne Ausrichtung, d.h. ohne Sinn, der nicht weiss, auf was er zusteuert. Fehlende Richtung eines historischen Prozesses macht eben diesen Prozess zunichte, steril. Ein Schiff, das abdriftet, ist ständig in Gefahr und ist selber eine Gefahr. Ein Schiff, das weiss, wohin es fährt, kann auch durch Stürme fahren.

Die Stilllegung des öffentlichen Lebens während der Quarantäne machte die Unfähigkeit der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Welt, eine Richtung zu finden, offensichtlich. Der Fortschritt war der einzige Sinn, den unsere Gesellschaft kannte. Ohne Fortschritt, kein Sinn.

Das Geschenk, sich seines Menschseins bewusst zu sein

Je mehr ich über die Erfahrung dieser Monate nachdenke, desto besser erkenne ich, dass der Bezug zum monastischen Leben, den die Quarantäne vielen suggeriert hat, nicht nur eine gefühlsmässige Erscheinung ist. Während ein paar Monaten konnten wir mit offenen Augen von einer Gesellschaft träumen, die wahrnimmt, dass man besser lebt, wenn man sich mit weniger begnügt, unnötigen Konsum meidet, weniger reist, wenn mehr Stille herrscht, wenn man die familiären und nachbarlichen Beziehungen vermehrt pflegt und die Zeit genießt, um zu vertiefen, was die Seele und die Freundschaft mit den Menschen stärkt. Der gegenwärtige Augenblick wurde dichter und schöner. Dabei dürfen wir allerdings den dramatischen und oft sogar tragischen Aspekt der Pandemie nicht vergessen!

Im Grunde genommen haben wir eine universale Fastenzeit erlebt in dem Sinn, wie der heilige Benedikt sie in seiner Regel vorschreibt: eine Zeit, in welcher der Mönch wieder pflegt und hütet, was er immer pflegen und hüten sollte, von dem er sich aber normalerweise aus Schwäche und Nachlässigkeit entfernt, um sich mit Unwichtigem und Oberflächlichem zu beschäftigen (s. RB 49,1-3).

Denken wir nur an die Tatsache, dass viele katholische und nichtkatholische, christliche und nichtchristliche Gläubige täglich am Fernseher oder mit Mitteln der Informatik eine religiöse Handlung mitverfolgt haben: die Eucharistiefeier des Papstes oder anderer Priester, Momente des Gebetes oder der Katechese. Die Regelmässigkeit, mit der in den Klöstern die Einübung in Verzicht und Mässigung gepflegt wird, gehörte nun in den Familien und für alleinstehende Personen zum Alltag. Menschen schlossen sich per Internet zu Gebetsgruppen zusammen, tauschten über das Wort Gottes oder andere Texte aus, die zu einem intensiveren Leben ermutigen. Mit den gleichen Mitteln haben viele Menschen Worte von weisen und einflussreichen Persönlichkeiten gesucht, die helfen konnten, die gegenwärtige Situation intensiv zu leben. Kurz gesagt, wir befanden uns sozusagen in einer grossen monastischen Gemeinschaft, in der man Momente und Gesten pflegt, die zu einer authentischen und verantwortungsvollen Beziehung zum Leben und zur Realität, zur gesamten Realität formen und heranbilden, zur Beziehung unseres Herzens mit den Herzen aller, zur Beziehung unseres Menschseins mit der gesamten Menschheit und Schöpfung.

Diese Gesten und guten Gewohnheiten sind für viele bereits nur noch Erinnerung. Entscheidend jedoch ist zu erkennen, dass das monastische Leben nicht in erster Linie asketische Lebensformen, sondern vielmehr eine theologische Anthropologie verkörpert, die auf die historische Krise eine Antwort hat, die einen positiven Umgang mit ihr ermöglicht. Gerade auf diese Weise hat der heilige Benedikt die europäische Gesellschaft und Kultur aus der Verwirrung und dem Zerfall, in den selbst die grössten und raffiniertesten Zivilisationen geraten können, gerettet und neu geformt.

Nostalgie entspricht nicht einem reifen Umgang mit dem Guten und Schönen, das wir erleben, denn sie lässt uns das Erlebte nicht auch in der Gegenwart erfahren. Wenn aber aus dem Erlebten ein echteres und tieferes Bewusstsein des eigenen Menschseins entsteht, wenn man daraus lernt, mit welcher menschlichen Intensität man leben kann, dann versteht man, dass wir das Erlebte lebendig erhalten können, auch indem wir immer wieder auf die Formen und Gesten zurückgreifen, die uns geholfen haben, die Erkenntnis unserer selbst zu vertiefen. Das ist kein Problem der Form, es geht nicht darum, eine Regel für das Leben zu haben, gewisse Gesten zu bestimmten Momenten weiterzuführen, sondern darum, die Wahrheit über uns selbst und über die Personen, mit denen wir leben, zu lieben.

Denn das eigentliche Problem der Geschichte ist im Grunde genommen nicht der Fortschritt der Geschichte, sondern der Menschheit, der Intensität, mit der der Mensch sein Menschsein, seine menschliche Berufung lebt, die eine göttliche Berufung ist, weil der Mensch von Gott nach seinem Bild und Gleichnis gewollt und geschaffen ist. Die Geschichte wird ein Ende haben, und viele historische Epochen sind bereits vergangen; der Mensch aber hat eine ewige Bestimmung, und dafür sind wir verantwortlich.

Was der heilige Benedikt in der Geschichte seiner Zeit gesät hat, das sind nicht in erster Linie Klöster, Bibliotheken, Kirchen, gut bestellte Felder und sorgfältig ausgeführtes Handwerk. Auch die Zisterzienser haben nicht nur das gesät im neuen Europa, das im 12. Jahrhundert zu wachsen begann.

Was der heilige Benedikt gesät hat, ist eine alte und immer neue Art, das eigene Menschsein zu leben, ist ein Blick auf den Menschen, eine Selbsterkenntnis und Erkenntnis des andern, das erleuchtet ist vom christlichen Ereignis, das der Welt den ursprünglichen Blick Gottes, als Gott den Menschen nach seinem Bild schuf, zurückgebracht hat. Sich und den andern helfen, dieses Bewusstsein des Menschseins zu leben, ist das Geschenk der grossen Heiligen wie des heiligen Benedikt und der grossen Päpste, die der Kirche seit mindestens einem Jahrhundert geschenkt worden sind.

Ein Stachel im Fleisch der Welt

Der heilige Gregor der Grosse erzählt, dass der heilige Benedikt das Studium in Rom aufgegeben und sich nach Subiaco zurückgezogen hat in einer Zeit, in der die römische Zivilisation am Zusammenbrechen war. Man könnte denken, Benedikt habe die Flucht ergriffen, um sich zu retten. In Wirklichkeit haben die Folgen seiner Entscheidung durch die Jahrhunderte etwas anderes bewiesen: Dieser junge Mann hatte erkannt, dass die Krise seiner Epoche von ihm forderte, vor allem der Krise seines Herzens auf den Grund zu gehen. Er hat erahnt, dass die universelle Dimension des Problems der Welt und der Geschichte in der Tiefe der Problematik seines Herzens, seiner Freiheit, seines Lebens angegangen werden musste. Wenn er sein Studium fortgesetzt hätte, wäre er wohl ein brillanter Rhetoriker, vielleicht sogar Senator geworden; letztlich aber wäre er einfach einer unter den vielen gewesen, die auf die Krise der Geschichte nur mit Worten, Theorien und Meinungen reagiert hätte, wie es heute fast alle tun. Im Gegensatz dazu hat er sich zurückgezogen, um die Krise an ihrer Wurzel zu packen: die Problematik des menschlichen Herzens, das voll unruhiger Sehnsucht und völlig unfähig ist, diese zu erfüllen.

Denn im Grunde genommen sind das Problem des Kosmos und das Problem unseres Herzens identisch: Es ist eine Sehnsucht, ein bewusstes oder unbewusstes Bedürfnis nach Erfüllung, nach dem Guten, nach Leben, nach Verwirklichung, nach Glück, und eine radikale Unfähigkeit, diese Sehnsucht zu befriedigen.

Als Jesus sagte: „Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sich selbst verliert und Schaden nimmt?“ (Lk 9,25), hat er die entscheidende Frage formuliert, und wenn man darauf keine Antwort findet, ist es umsonst und sinnlos, sich um die Geschichte, um die „ganze Welt“ zu kümmern. Denn das Problem besteht darin, dass der Sinn der ganzen Welt nicht die ganze Welt ist, sondern das, was dem menschlichen Herzen Sinn gibt. Indem Gott dem Kosmos das Herz des Menschen gab, hat er gleichsam einen Stachel in das Fleisch der Welt gesetzt: Der Kosmos besitzt in seinem Innern einen Punkt, der ungeachtet seiner kleinen Dimension und seiner Zerbrechlichkeit das globale Bewusstsein sicherstellt. Der entfernteste Stern der entferntesten Galaxie des sich ausdehnenden Universums besitzt im Herzen des Menschen seinen Bewusstseinspunkt, ohne den er keinen Sinn hätte, ohne den es wäre, als existierte er nicht.

Der heilige Benedikt hatte kaum „mystische Erlebnisse“, eines aber scheint gerade dieses Geheimnis zu beschreiben. Der heilige Gregor beschreibt diese Vision wie folgt: „Der Seele, die ihren Schöpfer sieht, schwindet die ganze Schöpfung zusammen. (...) Denn durch das Licht der inneren Beschauung (...) wird das Innerste der Seele erweitert und dehnt sich so in Gott aus, dass sie über die Welt hinausgehoben wird“ (*Dialoge*, II,35).

Diese Vision beschreibt, welches kosmische Bewusstsein der erreichen kann, der sein Herz der Gnade öffnet, der sich von seinem eigenen Herzen aus dem Problem des Kosmos stellt, der sich dem Problem der Welt und der Geschichte stellt, ohne das grundlegende Problem der eigenen Freiheit zu überspringen.

Das Coronavirus und die Wirtschaft haben ihre Gesetze und ihren Verlauf, die scheinbar oft aus dem Ruder laufen und sich gegen den Menschen auflehnen; aber kein physikalisches, biologisches oder ökonomisches Gesetz ist mächtiger als die Freiheit eines einzigen menschlichen Herzens. Das Virus schadet unbewusst; das menschliche Herz kann selbst die schlimmsten Folgen eines unbewussten Virus mit wachem Bewusstsein erfahren und diesem Leiden auch noch einen Sinn geben. Das Herz des Menschen kann leiden, kann alles verlieren, sogar das Leben, *mit einer Freiheit, die alles beherrscht* und das Herz vor der Zerstörung bewahrt. Auf diese Weise rettet es die Welt und die Geschichte, indem es Sinn stiftet, denn der Sinn des Kosmos und der Geschichte ist die Freiheit des Menschen, die fähig ist zu lieben und das Leben hinzugeben.

Um aber besser zu verstehen, was das bedeutet und wie diese Freiheit Realität wird, müssen wir tiefer in das Geheimnis der von Gott geschenkten Fähigkeit des Herzens eindringen, die eigene Freiheit zu verwirklichen und so dem Kosmos und der Geschichte Sinn zu verleihen.

Das Wirken Gottes im Wirken des Menschen

Je älter ich werde, desto besser erkenne ich, dass der Kern der monastischen Erfahrung und des Charismas des heiligen Benedikt nicht so sehr mit der Formel „*ora et labora*“ definiert ist, sondern mit dem Bewusstsein und der Praxis des „*opus Dei*“, des göttlichen Werkes, das der Mensch ausübt.

Der heilige Benedikt definiert mit dem Ausdruck „*opus Dei – Werk Gottes*“ die monastische Liturgie, das göttliche Offizium, das die Struktur des Lebens im Kloster bildet. Es geht nicht nur darum, Gebete und Liturgie zu verrichten, zu „machen“. Es geht in der Tat darum, das Wirken Gottes in das Leben und das Wirken des Menschen einzulassen, es geht darum zuzulassen, dass das Leben und die Zeit zu Orten werden, in denen Gott wirkt, in denen das Werk Gottes sich verwirklicht. Der heilige Benedikt hat die Welt verlassen, damit Gott durch sein Herz in der Welt wirken kann, nicht im Sinn von Wundertaten oder gar Magie, sondern einfach durch den Menschen, durch das Wirken des Menschen. Der Christ darf gegenüber dem Drama der Welt und in der Entwicklung der Geschichte weder alles gleichgültig dem eigenen Lauf überlassen noch erwarten, dass Gott den Menschen und seine Freiheit übergeht und mit Zauberhand in die Welt eingreift. Die christliche Haltung verkörpert in der Welt das Wirken Gottes, sie schenkt Gott ein Menschsein, das aus freiem Willen Werkzeug des göttlichen Wirkens in der Welt und der Geschichte wird.

In diesem Sommer habe ich in einem Web-Seminar, das mich mit Personen verband, die sich für die Schaffung neuer Beschäftigungsmöglichkeiten in der äusserst kritischen Situation Lateinamerikas, besonders Venezuelas, engagieren, über die benediktinische Sicht der Arbeit gesprochen. Ich betonte, unter anderem, einen Satz der Regel, der für mich wie ein Tautropfen alles das widerspiegelt, was ich eben über die Beziehung zwischen dem Werk Gottes und dem Werk des Menschen gesagt habe. Im Kapitel 50 erklärt der heilige Benedikt, wie die Brüder, die weit vom Kloster entfernt arbeiten, das Offizium

beten sollen. Er verlangt, dass sie zur gleichen Stunde, in der die Brüder im Kloster beten, „das Werk Gottes (den Gottesdienst) dort verrichten, wo sie wirken – *agant ibidem Opus Dei ubi operantur*“ (RB 50,3).

Für mich ist dieser Satz eine wunderbare Definition der uns gebotenen Gelegenheit, die menschliche Arbeit zu heiligen. Gebetshaltung und Gebetsgebärde fügen das Wirken Gottes in das menschliche Wirken ein, damit das menschliche Wirken zum Ausdruck des göttlichen Wirkens wird. Es ereignet sich so etwas wie eine physische Übereinstimmung zweier Werke, eine echte göttlich-menschliche Synergie. Und das bewirkt, dass alles ein einziges Werk Gottes wird. Hinter diesem Ausdruck steht der Glaube an das Geheimnis der Inkarnation: In Christus, im Mysterium seines Leibes, der Kirche, fallen das Menschliche und das Göttliche in eins zusammen, werden sie zur gleichen Zeit und am gleichen Ort Realität. Und das verwandelt die menschliche Realität, die menschliche Kultur, in die göttliche, ohne dass sie aufhört, menschlich zu sein.

Gerade das ist eine authentische Antwort auf die Krise der Geschichte. Denn das Herz des Menschen, d.h. das Bewusstsein des Kosmos, schreit, dass der Mensch sich und die Welt nicht aus eigener Kraft zu retten vermag. Gleichzeitig aber fühlt es sich verantwortlich für dieses Heil, es weiss, dass die Rettung der Welt auch von ihm abhängig ist. Allein schon dadurch, dass der Mensch das eigene Werk mit dem Bewusstsein verrichtet, dass wir das Wirken Gottes brauchen, hat zur Folge, dass alles, was der Mensch tut, zu einem die Welt verändernden Ereignis wird. Auch die geringste Gebärde, auch das völlig verborgene Tun wie das Gebet eines Eremiten in seiner Zelle, auch der einfachste Dienst in der Familie wird zum Ereignis, zum Keim von etwas Neuem im Prozess der Geschichte, das der Mensch allein nie zustande bringt, weil es etwas Göttliches, Ewiges ist.

Dass das Wirken Gottes sich durch das menschliche Wirken ereignen kann, ist etwas, was den Dimensionen und Werten der Inkarnation entspricht. Paradoxe Dimensionen und Werte, die das Göttliche und das Menschliche, das Unendliche und das Endliche, den Gewinn und den Verlust, die Herrlichkeit und das Kreuz, die Weisheit und die Torheit, den Sieg und die Niederlage, die Allmacht und die Ohnmacht ohne Vermischung in eins vereinen. Ewigkeit und Zeit sind gleichgesetzt im gegenwärtigen Augenblick, in dem der Mensch lebt.

Der gegenwärtige Augenblick: *festinatio cum gravitate*

Ein Aspekt, vielleicht der eindrucklichste, der globalen Quarantäne war die Feststellung, wie der generelle Stillstand uns mit der Herausforderung der Gegenwart, des gegenwärtigen Augenblicks konfrontiert hat. Wir haben entdeckt, dass wir fähig sind viel zu tun, jedoch unfähig ... nichts zu tun, innezuhalten, die Konfrontation mit der Gegenwart und somit mit der Realität auszuhalten, denn die Realität ist nur in der Gegenwart. In unseren Projekten und Plänen versetzen wir uns immer in eine kommende Zeit. Aber die Realität ist nur gegenwärtig.

Für viele war diese Erfahrung ein Alptraum. Viele andere haben bei dieser Gelegenheit entdeckt, dass im gegenwärtigen Augenblick die Ewigkeit, eine Erfüllung wohnt, die das Herz in Beziehung mit dem Unendlichen setzt. Viele, selbst Menschen in Klöstern mit Klausur, haben entdeckt oder wiederentdeckt, dass der gegenwärtige Augenblick der Augenblick Gottes mit uns, der Augenblick der Gegenwart Gottes ist, der uns einlädt wie zu einem Stelldichein für Verliebte. Wir haben entdeckt, dass wir oft keine Zeit haben für Gott, weil wir nicht vor ihm Halt machen. Wir haben entdeckt, dass Gott von uns nicht

fordert Zeit zu haben, sondern den gegenwärtigen Augenblick, in welchem wir gerade leben. Wir halten nicht inne, weil wir der Realität einen Rhythmus aufzwingen, der nicht reell ist, der nicht der Realität so entspricht, wie diese gerade gegeben ist. Wir fliehen vor der gegenwärtigen Wirklichkeit, um zu einem Stelldichein zu laufen, das nur wir oder die herrschende Kultur festgelegt haben in einem unwirklichen, erträumten oder zumindest projizierten Raum.

Der heilige Benedikt erzieht uns zum Anwesend-sein in der Gegenwart mit regelmässigen Gebeten, die dem Tag einen harmonischen Rhythmus verleihen. Die Zeit, die wir konstruieren und projizieren, „bricht“ er in gleichmässigen Abständen während der Nacht, besonders aber während des Tages, wo wir aktiv und bei wachem Bewusstsein sind. Es ist jedoch nicht die Zeit, die gebrochen wird, sondern vielmehr das, was wir mit ihr geplant haben, unser Anspruch, sie in der Hand zu haben und zu kontrollieren, mit ihr zu tun, was wir wollen. Das Werk Gottes dringt so ein in unser Werk oder in die Werke des Menschen wie durch eine Wunde, durch einen Riss in unserem Wirken. Dieses „Brechen“ lässt zu, dass die Hand Gottes ihr Werk verrichtet, in welchem uns seine eucharistische Gegenwart geschenkt wird.

Im Kapitel 43 der Regel fordert der heilige Benedikt: „Hört man das Zeichen zum Gottesdienst, lege man sofort alles aus der Hand und komme in grösster Eile herbei [*summa cum festinatione curratur*], allerdings mit Ernst [*cum gravitate tamen*], um nicht Anlass zur Albernheit zu geben [*ut non scurrilitas inveniatur fomitem*]. Dem Gottesdienst soll nichts vorgezogen werden.“ (RB 43,1-3)

Festinare com gravitate, sich mit Ernst beeilen. Wenn ich bedenke, wie wir eigentlich alle leben, wie es um die Welt und auch um die Kirche steht, stelle ich fest, dass es gerade heute das Dringendste ist, diese menschliche Haltung zurückzugewinnen. Wir brauchen eine Einstellung zum Leben, eine Art uns selbst, die Zeit, die Dinge und Beziehungen, die Pflicht und das Vergnügen, kurz, die Gesamtheit unserer Beziehungen zur Realität zu verstehen, die uns intensiver Mensch sein lässt. Das ist eine zielgerichtete Dynamik, die jedoch am gegenwärtigen Augenblick haftet und ihn nicht übergeht. Der heilige Benedikt scheint davon nur beiläufig und im Zusammenhang mit einem Teilaspekt des monastischen Lebens zu sprechen. Wenn man aber die Regel aufmerksam liest, versteht man, dass dieser Satz die ganze menschliche und christliche Wahrheit zusammenfasst, zu der das Mönchtum uns in allen Belangen des Lebens erziehen will.

Mit dem Wort schwanger

Es lohnt sich, diesen Satz der Regel in Beziehung zu setzen mit der Episode des Besuchs der Jungfrau Maria bei ihrer Cousine Elisabeth. Auch im Text des Lukas 1,39 verwendet die Vulgata unmittelbar im Anschluss an die Erzählung der Verkündigung den Ausdruck „*cum festinatione*“. Damit wird beschrieben, wie Maria durch das Bergland von Judäa eilte, um der im sechsten Monat schwangeren älteren Verwandten zur Seite zu stehen. Das Evangelium sagt in diesem Zusammenhang nichts von „*gravitas*“. Man kann sich aber leicht vorstellen, mit welchem Ernst Maria, die den Sohn Gottes in sich trug, jeden Schritt tat, jeden Atemzug, jeden Blick, mit welcher Wachsamkeit sie den Augenblick, die Beziehung zur gesamten Realität erlebte. Im Italienischen sagt man von einer schwangeren Frau, sie sei „*gravida*“, sie sei in „*gravidanza*“. Bestimmt liess die „*gravitas*“, das „Gewicht“ und die Bedeutung der Gegenwart des eingeborenen Wortes Maria jeden Augenblick intensiv, erfüllt, herrlich, geheiligt erleben.

Stellen wir uns vor, mit welchem Ernst die Jungfrau auf ihrem Weg durch die Berge an jedem Schritt, an jedem Atemzug, an jedem Herzschlag haftete mit dem Bewusstsein um das Geheimnis, das sie in sich trug und das alles bedeutungsvoll, mit Christus „beladen“ machte. Die schwangere Frau ist in Erwartung, sie kann die Geburt kaum erwarten, sie ersehnt den Tag, an dem sie ihr Kind von Angesicht zu Angesicht sieht. Gleichzeitig aber erlebt sie jeden Augenblick im ernstesten Bewusstsein des in ihr gegenwärtigen Kindes. Sie lebt jeden Schritt, jede Geste der neun Monate mit der Ernsthaftigkeit der zunehmend selbst physisch wahrnehmbaren Gegenwart des Kindes. Stellen wir uns vor, was das heisst, wenn dieses Kind der Sohn Gottes ist!

Während den paar Tagen meiner ersten Exerzitien, die ich noch als Universitätsstudent in meiner Abtei Hauterive machte, ist mir bei den Mönchen und auch bei mir selbst das ernsthafte Schreiten, das Wahrnehmen jeden Schrittes, im Schweigen, am meisten aufgefallen. Ich habe es in einem ganz kurzen Gedicht so ausgedrückt: „Auch den Schwalben genügt der unendliche Raum des Kreuzganges. Du bist nur Atem und Geräusch der Schritte“.

Deshalb ist das Wandern in den Bergen eine gute Erziehung zur menschlichen Wahrheit. Man steigt zu einem Gipfel hinauf und nimmt jeden Schritt wahr. In jedem Schritt ist das Gewicht der auf das Ziel ausgerichteten Anstrengung, und jeder Schritt spürt das Atmen und den Herzschlag, jeder Schritt ist empfänglich für die Schönheit der Umgebung, eine Vorwegnahme des Ziels, an dem man alles von oben betrachten kann. Das ist ein Sinnbild für das Leben, das auf eine letzte Bestimmung zustrebt, eine Bestimmung, die schon im Augenblick gegenwärtig ist, im Körper jedes gegenwärtigen Augenblicks.

Das Leben ist ein Lauf, es geht schnell vorüber und fordert viel, aber es fordert vor allem Ernsthaftigkeit, denn die Eile flieht vor dem gegenwärtigen Augenblick und riskiert selbst das Wirken Gottes in unser eigenes Wirken, die Begegnung mit Gott in eine Begegnung mit uns selbst zu verwandeln. Die Ernsthaftigkeit erzieht uns dazu, schon auf dem Weg in die Gegenwart einzutauchen. Das Zeichen zum Gottesdienst, zum Werk Gottes, erinnert uns daran, hier und jetzt Gott anzuhängen. Nur auf diese Weise wird auch der liturgische Akt in der Kirche zu einem Augenblick, in dem die Ewigkeit und die Gegenwart in eins zusammenfallen.

Nützliche Diener der Menschheit

Während der monatelangen globalen Quarantäne habe ich begriffen – allerdings ohne es schon in Worte fassen zu können – dass es gerade diese „*festinatio cum gravitate*“ ist, welche die Welt braucht, und dass die Kirche und ganz besonders das monastische Leben das anbieten muss. Denn es geht hier um eine menschlichere Grundhaltung für alle. Sie ist zwar keine Lösung für die zahllosen Probleme, aber ein Weg, sich mit diesen auseinanderzusetzen, sie durchzustehen und dabei menschlich zu wachsen, in der menschlichen Wahrheit zu wachsen.

Es geht um eine menschliche Grundhaltung, um ein Selbstbewusstsein, das auf eine Bestimmung ausgerichtet ist, das verantwortungsbewusst ist, das aufmerksam macht auf das, was jeder Augenblick fordert und schenkt. Ohne diese Haltung achten wir kaum auf die Not, der wir begegnen, auf den Bedürftigen, der unseren Weg kreuzt, oder auf die universelle Tragweite jeder noch so unbedeutenden Geste, auf die Art, wie wir die Dinge behandeln, die wir in unseren Händen halten, wie es uns die Enzyklika *Laudato si'* in Erinnerung ruft.

Es geht nicht darum, den Glauben aufzuzwingen, sondern darum, das intensive Menschsein aufzuzeigen, das er in jenen bewirkt, welche diese Erfahrung machen. Es geht darum, alles mit dem Gewicht des Bewusstseins zu leben, dass Gott gegenwärtig ist, dass das Wort Fleisch geworden ist und in unserem Menschsein wohnt, in den feinsten Kapillaren jedes Augenblicks, jeder Begegnung. Das ist das Werk Gottes, das in das Werk des Menschen eindringt. Gerade diese Erfahrung ist es, die Christus verkündet, die von ihm Zeugnis ablegt, die seine Schönheit und Wahrheit für jeden Menschen und jeden Moment der Geschichte offensichtlich macht. So vorwärtsgehen, so leben, diese „*festinatio cum gravitate*“, auf Christus ausgerichtet sein, die Intensität seiner Gegenwart hier und jetzt auskosten, das ist es, was Zeugnis ablegt vom Wirken Gottes, d. h. von Christus, der die Welt erlöst.

Mit diesem Bewusstsein leben, ob als einfacher Bauer oder Präsident einer Nation, macht das Leben nützlich für die Menschheit. Denn nicht mehr die Macht ist das Ziel des eigenen Schaffens, sondern das Dienen, das dieses Schaffen durch alles hindurch verkörpert. Wer dem Werk Gottes dient, lässt dieses geschehen, und nichts dient der Menschheit mehr, als das Werk Gottes, das die Welt rettet. Nicht so sehr durch das, was man macht, sondern durch das, was man ist. Für den heiligen Benedikt verwirklicht sich die menschliche Person im Wirken Gottes. Denn alles ist Werk Gottes. Wer im Einklang mit dem Werk Gottes wirkt, wirkt mit seinem Wesen, wie Gott selbst alles mit der Liebe tut, die er ist.

Im Haus der Elisabeth hat Maria bestimmt gearbeitet, ganz konkret Dienste erwiesen, nützliche und notwendige Dinge verrichtet, aber das Evangelium betont vor allem die Intensität ihrer Gegenwart, ihr Dasein für die andern, aufmerksam auf alles und immer eingedenk der Gegenwart des eingeborenen Wortes. Wie an der Hochzeit zu Kana, wie am Fuss des Kreuzes.

Der heilige Benedikt sagt uns, dass selbst die Eile, mit der wir zum Gebet gehen, nur *scurrilitas*, leere Oberflächlichkeit ist, wenn die *gravitas* fehlt (RB 43,2). Wie viele Menschen in der Welt und in der Kirche sind fähig, wichtige Dinge zu verrichten, grosse Verantwortung zu übernehmen, an der Spitze von „Supermächten“ zu stehen, äusserst aktiv und effizient zu sein; und doch verraten sie eine schreckliche Oberflächlichkeit, eine klägliche menschliche Unbeständigkeit und Widersprüchlichkeit.

Es ist äusserst dringend, heute wie eh und je, der Welt eine menschliche Grundhaltung anzubieten, eine Art, sich zu bewegen und innezuhalten, eine Art, mit würdevoller Ernsthaftigkeit zu laufen, die ein lebendiges Zeugnis dafür ist, dass das Wort Fleisch geworden ist und unter uns wohnt, um jedem Augenblick unseres Lebens wie auch dem gesamten Kosmos und der ganzen Geschichte Sinn und Erfüllung zu schenken.